

Der kleine Bund

«Etwas Einsameres kann ich mir fast nicht vorstellen»

Buch über Konversionstherapien Wie ist es, als queere Person in einem religiösen Umfeld aufzuwachsen? Davon handelt der Band «Aber schwul bin ich immer noch» des Berner Künstlers Dimitri Grünig.

Lena Rittmeyer

Zuerst die Überraschung. Dimitri Grünigs Buch handelt gar nicht von ihm selber, oder besser gesagt: nur zum Teil. Erstaunlich ist das, weil der Berner Illustrator diesen Umstand eigentlich überall erwähnt – im Vorwort, in einer Anmerkung, und selbst in der Presseankündigung finden sich zumindest keine Hinweise darauf, dass Grünig seine eigene Geschichte erzählt. Und doch liest man sie als genau das. Eine Story, die so authentisch wirkt, dass man sie aller Fingerzeige zum Trotz dem Autor zuschreibt: Wahrscheinlich schafft das nur ein gutes Buch.

Dimitri Grünig verbindet aber auch ein paar Dinge mit der Hauptfigur: Zum Beispiel, dass er schwul und in der religiösen Enge eines Dorfs im Berner Oberland aufgewachsen ist. Selber war er aber nie gläubig, und auch an einem Programm, um seine Homosexualität loszuwerden – einer sogenannten Konversionstherapie –, hat er, anders als sein Protagonist, nie teilgenommen.

Ganz in der Kunstszene daheim

Dessen innere Zerrissenheit aber rückt Grünig ins Zentrum seines Buches: «Aber schwul bin ich immer noch», ein Bewusstseinsstrom aus Ich-Perspektive, kommt als persönliche Schilderung eines Erzählers daher, der, aufgewachsen im Berner Oberland, mit seiner sexuellen Identität und letztlich auch mit seinem Glauben hadert. Es sind lose Erinnerungsfetzen einer fiktiven männlichen Person unbestimmten Alters – an die ersten intimen Kontakte als Kind, ans erste beklemmende Gefühl des Andersseins, an die erste Begegnung mit einem, der behauptete, von seiner Homosexualität geheilt worden zu sein.

Schliesslich entscheidet sich auch der Erzähler für ein Gruppenprogramm, in dem es darum geht, herauszufinden, wer oder was «diese Empfindungen» in ihm ausgelöst haben mag. Dreimal durchläuft er die Therapie – um am Ende festzustellen, dass er immer noch gleich schwul ist wie zu Beginn. Es ist eine Erfahrung, die mehrere Menschen aus Grünigs Umfeld machten; er lernte sie während seiner Recherche kennen, führte Gespräche mit ihnen und liess Versatzstücke daraus in den Text einfließen.

Dimitri Grünig hingegen wirkt nicht, als lebte er mit einem inneren Zwiespalt. Im Gegenteil: Verbindungen zu seinem Heimatdorf Goldiwil gebe es schon lange keine mehr – ausser zu seinen Grosseletern, sagt der 27-Jährige bei einem Kaffee in seinem Gemeinschaftsatelier auf dem zwischengenutzten Wurz-Areal in Bümpliz-Süd. Grünig, die Finger gesprengelt von schwarzer Tusche, ist ganz in der Kunstszene zu Hause. Vor zwei Jahren



Er findet einen künstlerischen Ausdruck für innere Widersprüche: Dimitri Grünig in seinem Atelier. Foto: Beat Mathys

«Es ging mir darum, ein Gefühl für die Figur und ihre Erzählung zu bekommen.»

Dimitri Grünig

schloss er die Luzerner Hochschule der Künste ab, wo er heute als Studiengangsassistent arbeitet. Nebenher verfolgt er eigene Projekte – wie zum Beispiel das Buch, das eine Weiterentwicklung seiner Abschlussarbeit ist.

Für dieses sprach Grünig nicht nur mit Menschen, die eine Konversionstherapie durchlaufen haben, sondern auch mit Politikerinnen wie etwa Rosmarie Quadranti von der Mitte, die sich als eine der Ersten politisch mit dem Thema befasste. Oder griff auf bereits existierende Berichte zurück. «Es ging mir darum,

ein Gefühl für die Figur und ihre Erzählung zu bekommen.» Erfunden ist darin aber nur das wenigste. Etwa 70 Prozent des Textes habe jemand so formuliert.

Am Anfang der Schockmoment

Obwohl er selber nicht aus einer religiösen Familie komme («nicht einmal aus einer spirituellen»), habe er «die Freikirchenmentalität» in Goldiwil natürlich mitbekommen. Die Ausgangslage, sich in einem solchen Umfeld zu outen, «unter dem Stern von Religion oder Glauben», stelle er sich brutal vor: «Die Frage von Identität wird dabei noch mal auf einer viel tieferen Ebene verhandelt.»

Trotzdem gibt Grünigs Figur ihren Glauben am Ende nicht auf, sondern findet darin nach wie vor Halt – vielleicht sogar von neuem. Das ist wohl das Überzeugendste an diesem Werk: Es erhebt keine Anklage, sondern findet Worte für die Widersprüche, die der Erzähler durchlebt.

Ein aktivistisches Manifest zu schreiben, wäre Grünig sowieso zu einfach gewesen: Zumindest in der Schweiz herrsche gross-

mehrheitlich Einigkeit darüber, dass Konversionstherapien abgeschafft gehörten. «Mir war aber wichtig, keine verurteilende Sichtweise einzunehmen gegenüber den Menschen, die sich für ein solches Programm entscheiden.»

Zwar habe es bei ihm ganz am Anfang schon «einen Schockmoment» gegeben – darüber, dass solche Therapien nach wie vor durchgeführt würden. Grünig wollte den betroffenen Leuten Gehör verschaffen. Nachdem die Arbeit dann aber eine Weile liegen blieb und sich sein erstes Entsetzen gelegt hatte, fragte er sich, was ihn sonst noch interessierte am Thema. «Da merkte ich, ich wollte in die Tiefe gehen, in die Auseinandersetzung.»

Niemand da zum Reden

Und: zurück ins Berner Oberland. Den Gedanken seines Erzählers stellt Grünig auf jeder Seite eine schwarzweisse Bleistiftskizze gegenüber, manchmal versehen mit einem handgeschriebenen Kommentar. Ein Bild zeigt die Bubendusche der Primarschule Goldiwil, Grünig

schreibt darunter: «Es riecht immer noch genau gleich.» Bei einer Landschaftsskizze heisst es: «Es geht eine raue Bise, ich halte es nur kurz aus.»

Das Oberland erscheint mal in schroffer Schönheit, meistens aber abweisend und kalt – und fast immer menschenleer. Verlassene Pausenhöfe und Dorfplätze, monumentale Schneeberge, Bagger und Kräne im Ruhezustand: Hier ist niemand da zum Reden. Grünig sagt, er habe beim Zeichnen die Vorstellung im Kopf gehabt, «als Alien auf dieser Welt zu stehen und alle Fragen mit mir selbst verhandeln zu müssen. Etwas Einsameres kann ich mir fast nicht vorstellen.»

Es sind Illustrationen, die Grünigs persönlichen Blick auf seine Herkunft spiegeln – und der Erzählung einen autobiografischen Anstrich geben. Grünig ist sich dessen bewusst: «Uns allen, die an diesem Buch beteiligt waren, war immer klar, dass sich die Figur nicht ganz scharf vom Autor trennen lässt.» Doch genau weil sich die Ebenen vermischen, entwickle das Buch erst seine Sogwirkung, der man sich nur schwer entziehen könne: «Man geht beim Lesen durch diese Dia-Show des Berner Oberlands, während eine Stimme ihre Geschichte erzählt.»

Ein Verbot ist in der Mache

Wer genau, ist erst einmal zweitrangig. Was den Inhalt angeht, kommt «Aber schwul bin ich immer noch» zu einem passenden Zeitpunkt: Im Sommer dieses Jahres wurde bekannt, dass die Rechtskommission des Ständerats ein schweizweites Verbot von Konversionstherapien prüfen will. Im Moment ist dies von

Kanton zu Kanton unterschiedlich geregelt; im Kanton Bern hat der Grosse Rat letztes Jahr einem Verbot zugestimmt. In den Kantonen Basel-Stadt, Genf und Waadt ist man bereits daran, die gesetzlichen Grundlagen dafür zu erarbeiten.

Dimitri Grünig begrüsst ein solches Verbot, spricht aber gleichzeitig von Symbolpolitik – «auch wenn die ebenso wichtig ist». Es werde wohl immer Konversionstherapien geben, sagt er. «Die kommen dann einfach als Beratungsseminare «für Menschen mit konflikthaft empfundener Sexualität» daher.» Solche bietet etwa die Schweizer Organisation «Wüstenstrom» an, die auf ihrer Website mit dem Slogan «Sexualität gestalten – Entscheidungen treffen!» für sich wirbt.

Dass die eigene sexuelle Orientierung für Probleme oder zumindest für Spannungen sorgt, hat Grünig innerhalb seiner eigenen Familie erlebt. Anders als die Menschen, mit denen er für sein Buch sprach, musste er aber nicht das Risiko auf sich nehmen, dass sich mit einem Outing sein halbes Umfeld von ihm abwenden könnte. Er habe schon immer die Freiheit gehabt, sein Heimatdorf jederzeit verlassen zu können. Das tat Grünig dann auch mit 15, als er in Basel eine Lehre zum Vergolder-Einrahmer begann. «Einfach gehen zu können, wenn es einem nicht passt: Das ist eine sehr privilegierte Position.»

Dimitri Grünig: Aber schwul bin ich immer noch. Edition Clandestin, Biel 2023. 128 Seiten, 38 Franken. Gefördert von der Berner Designstiftung. Buchvernissage: Mittwoch, 20. Dezember, 18 Uhr im SOSO Space in Bern.



4.5. 2024, LANDISWIL, DREHOFT DER "KUMMERBUBEN" – ES GEHT EINE RAUE BIESE, ICH HALTE ES NUR KURZ AUS



31.5. NAMEN DES ORTES VERGESSEN, IRGENDWO NAH HOMBERG

Die Gedanken des Erzählers werden mit Bleistiftskizzen ergänzt.